Was Peteris Vasks und Richard Strauss am Ende doch verbindet

Ein Sinfoniekonzert unter der Leitung von Karen Kamensek

Von Sigfried Schibli

Basel. In der Musik gibt es ebenso wie in der bildenden Kunst die Feinzeichner mit dem Silberstift und die Meister der knalligen Farben und auffälligen Formen. Nach dieser zugegeben etwas groben Einteilung gehört Richard Strauss gewiss zur zweitgenannten Kategorie. Und wenn er einmal, was ja nicht so selten vorkam, nicht mit der grossen Orchester-Kelle anrührte, sondern zum Beispiel die Holzbläser ein feines Klangnetz knüpfen liess, geschah dies im Interesse des Effekts.

So zum Beispiel in seiner Tondichtung «Ein Heldenleben», wo er den Kritikern des «Helden» – und wer dächte da nicht an den umstrittenen Neutöner Strauss! – ein zweifelhaftes Denkmal setzte. Das war in der Basler Aufführung mit dem Sinfonieorchester unter Karen Kamensek – eine Dirigentin, die fest geerdet auf dem Podium steht und das Orchester mit klaren Gesten und auch mal mit einem Lächeln führt – ein Gemecker und Geblöke, dass man als Kritiker Gänsehaut kriegen konnte.

Der Anfang dieses «Heldenlebens» aus dem Jahr 1898 ist indes von wunderbar strömendem Atem, und genauso war er in der von Kamensek eher zügig und nicht allzu ausufernd dirigierten Wiedergabe, die das Sinfonieorchester Basel im besten Licht zeigte: kompakt und stark die Streicher, mit einer herrlich quirligen Sologeige (Soyoung Yoon), klangvoller Holzbläsergruppe und dem wie fast immer höchst zuverlässigen Blech (herausragend das Solohorn). Wer das Haar in der Orchester-Suppe suchte, konnte eine einzige nicht perfekt koordinierte Cello-Stelle im letzten Werkteil finden, womit wir wieder bei der von Strauss karikierten Beckmesserei wären.

Im Glöckchen-Stil

Vor der Pause erklang das Cellokonzert des lettischen Komponisten Peteris Vasks. Es fängt im Glöckchen- oder «Tintinnabuli»-Stil à la Arvo Pärt an, das heisst in einer durchaus gefälligen, erst auf den zweiten «Blick» doppelbödig-raffinierten Tonsprache, zu welcher auch die sanft aufsteigenden Tonleitern im ersten Satz gehören. Dann geht es hektisch und betriebsam mit viel Körperarbeit weiter – ein dankbarer Anlass für den Solisten Jens Peter Maintz, seine technische Meisterschaft zu zeigen. Nicht weniger als drei Solokadenzen hat Vasks dem Cello-Solisten zugedacht, und Maintz – gewissermassen der Held des Konzerts – erfüllte sie je unterschiedlich mit Sinn.

Schliesslich kehrt das 37 Minuten lange, symmetrisch konstruierte Stück in ruhigeres Fahrwasser zurück, schlägt einen an Filmmusik erinnernden Ton an und lässt das Orchester einen irisierenden Klangteppich unter das Solocello legen. Der Pianissimo-Schluss hinderte das Publikum nicht daran, die Interpreten dieses gemässigt modernen Werks mit viel Applaus zu beglückwünschen.